



***Konstruktion von Männlichkeit als Effekt von Weiblichkeitsbestimmungen.
Zur Relationalität des Geschlechts in deutschsprachiger Prosa
der 1980er und 1990er Jahre.***

Andrea Geier (Universität Tübingen)

I. *Ausgangspunkt meines Interesses an der Frage nach Konstruktionen von Männlichkeit im Kontext meines Dissertationsprojekts*

Der Arbeitstitel meines Dissertationsprojekts lautet *Konstellationen der Codierung von ‚Geschlecht‘ und ‚Gewalt‘ in deutschsprachiger Prosa der 1980er und 1990er Jahre*; daß ich ‚Geschlecht‘ gewählt habe, obwohl sich der Fokus auf ‚Weiblichkeiten‘ im Kontext von Gewaltdarstellungen richtet, dient nun nicht dazu, ein ‚Frauenforschungsprojekt‘ in das modischere theoretische Gewand der Gender Studies zu hüllen, sondern erklärt sich aus der einfachen Tatsache, daß die Frage nach ‚Weiblichkeiten‘ sich im Kontext einer Geschlechterforschung ansiedeln muß, die aufgrund der relationalen Geschlechterkonstruktionen gar nicht umhin kommt, zugleich nach ‚Männlichkeiten‘ zu fragen.

Diese vorsichtige Formulierung sowie der gewählte Titel des Beitrages sollen anzeigen, daß die folgenden Ausführungen sich nicht ausschließlich auf Konstruktionen von ‚Männlichkeit‘ konzentrieren, sondern die Untersuchung der Geschlechterverhältnisse ins Zentrum rücken. Daß dies anhand der literarischen Texte zweier Autorinnen geschieht (in deren Zentrum außerdem Protagonistinnen stehen), mag provokativ erscheinen. Es macht aber nur besonders deutlich, daß es mir um eine textinterne *gender*-Perspektive geht. Daß Frauen ebenso wie Männer – wenngleich teilweise in anderer Form – an der symbolischen Ordnung teilhaben,¹ stellt ein einfaches, aber zentrales Erklärungsmuster für die Tatsache dar, daß die ‚Weiblichkeitsbilder‘ in den literarischen Texten von Autorinnen denen von Autoren vielfach

¹ Gisela Ecker betont daher: „Deren Wirklichkeitsbilder [d.h. von Autorinnen; A.G.] allerdings sind nicht automatisch ‚authentischer‘, wie immer wieder irreführend angenommen wird, sondern unterliegen ebenfalls den Bedingungen der symbolischen Ordnungen, wenn auch sehr viel häufiger mit Brechungen, die aus der komplizierten weiblichen Subjektposition stammen.“ Ecker, Gisela: *Geschlechterdifferenz und Literaturwissenschaft*. In: Dies: *Differenzen. Essays zu Weiblichkeit und Kultur*. Dülmen-Hiddingsel 1994, S.7-30, hier S.11. Um die Sonderstellung weiblicher Autoren und ihr daraus resultierendes spezifisches Schreiben zu fassen, wurden Konzepte wie der ‚doppelte Ort‘ der Frau (Elisabeth Lenk) und ‚der schielende Blick‘ (Sigrid Weigel) entwickelt. Ruth Nestvold-Mack betont in ihrer Arbeit über die fiktionale weibliche Perspektive in literarischen Texten, daß die Frage nach der Authentizität keine sei, die dem Geschlecht des Autors zuzuschreiben wäre: „Glaubwürdige weibliche Entwürfe einer männlichen Schreibweise oder einer männlichen Perspektive, beziehungsweise männliche Entwürfe einer weiblichen Perspektive, zeigen die Fiktionalität auf, die unsere Vorstellungen von Männlichem und Weiblichem prägt.“ Nestvold-Mack, Ruth: *Grenzüberschreitungen – Die fiktionale weibliche Erzählperspektive in der Literatur*. Erlangen 1990, S.46.



sehr ähnlich sind, was lange Zeit ein irritierendes Moment für die literaturwissenschaftliche Frauenforschung darstellte.² Das *textinterne* Kriterium ‚Geschlecht‘ beugt einer Kohärenzherstellung vor, die vom ‚gleichen Geschlecht‘ von Autor und Textfigur Rückschlüsse auf ein ‚authentisches Weiblichkeitsbild‘ bzw. ‚Männlichkeitsbild‘ ziehen wollte. Mit der hier gewählten Perspektive auf ‚Männlichkeits-‘ als Effekt von ‚Weiblichkeitskonstruktionen‘ ist daher keine Aussage über ‚Männerbilder‘ in der Literatur *von Frauen*³ intendiert, insofern als diese per se different gegenüber einer Untersuchung von Männlichkeitsbildern in der Literatur von männlichen Autoren anzusehen wäre.

Da die literarischen Texte, an denen ich Modi der relationalen Konstruktionen von ‚Männlichkeit‘ und ‚Weiblichkeit‘ und deren Funktionen erörtern und zur Diskussion stellen möchte – im Zentrum: *Das Judasschaf* von Anne Duden und die Romane Monika Marons zwischen 1981 und 1991 –, dem Korpus meiner Dissertation entstammen, seien mir hier noch einige Erläuterungen gestattet.

Das Korpus, das ich untersuche, besteht aus Prosatexten (von Autorinnen und Autoren), die jeweils eine Protagonistin und (unterschiedliche) Gewaltphänomene aufweisen. An diesen literarischen Texten sollen verschiedene textuelle Verfahren der Konstruktion (im Sinne einer performativen Bedeutungsgenerierung) von ‚Geschlecht‘ und ‚Gewalt‘ und ihrer Verbindung aufgezeigt werden; die zentrale Frage lautet, *ob* das weibliche Geschlecht der Figur eine Relevanz für die Darstellung besitzt, welche Vorstellungen von ‚Weiblichkeit‘ evoziert werden (und in welcher Weise die literarischen Texte damit umgehen, d.i. affirmierend, transformierend, destruiierend oder transzendierend), und inwiefern symbolische Besetzungen von ‚Weiblichkeit‘, die an das Textzeichen ‚Frau‘ anknüpfen, konstitutiv sind für diese literarischen Repräsentationsweisen von Gewalt.

Die Fragestellung geht also davon aus, daß die Kategorie ‚Geschlecht‘ nicht per se eine Rolle spielt, sondern in spezifischer Weise aktualisiert werden muß; dies werde ich kurz erläutern (siehe I.1.) und dabei das Begriffspaar Thematisierung und Dethematisierung herausgreifen, das ich auch für die Analysen der literarischen Texte gebrauchen werde (ein anderer zentraler Punkt, der sich damit verbindet, den ich aber nun auslasse, wäre der Begriff der Performanz).

Auch aufgrund eben dieser methodischen Prämisse schien mir die Konstruktion von Männlichkeit zunächst von durchaus marginaler Bedeutung zu sein; so hatten Ausführungen zur Relationalität der Geschlechterkonstruktion nur als grundlegende theoretische Einsicht in meinem Theoriekapitel ihren Platz gefunden. Bald zeigte sich jedoch, daß Ausführungen über

² Gerade die feministische Kanonrevision war ja von der Vorstellung ausgegangen, daß nicht nur Autorinnen zu entdecken wären, welche vom Kanon ausgeschlossen worden seien, sondern in deren Texten eben auch ‚authentischere‘ – und deswegen bislang marginalisierte, unterdrückte – Weiblichkeitsbilder zutage kämen.

³ Vgl. etwa Venske, Regula: *Mannsbilder, Männerbilder: Konstruktion und Kritik des Männlichen in zeitgenössischer deutschsprachiger Literatur von Frauen*. Hildesheim 1988 (= Germanistische Texte und Studien; Bd. 29). Vgl. auch die Arbeit von Hess, Susanne: „Erhabenheit quillt weit und breit...“ Weibliche Schreibstrategien zur Darstellung männlicher Körperlichkeit als Ausdrucks- und Bedeutungsfeld einer Patriarchatskritik. Berlin 1997 (= Ed. Philosophie und Sozialwissenschaften; 40).



Konstruktionen von ‚Männlichkeiten‘ und ihrer Funktion in den Texten hinsichtlich ‚Weiblichkeit‘ sich an verstreuten Orten im Darstellungsteil einzuschreiben begannen – die Tagung hat nun den Anstoß gegeben, die bisherigen Beobachtungen zu konzentrieren.

I.1. *Kategorie ‚Geschlecht‘ – Thematisierung und Dethematisierung*

Mit dem Begriffspaar Thematisierung und Dethematisierung, das ich aus der Sozialwissenschaft und konkreter noch von Ursula Pasero⁴ übernehme, läßt sich der grundlegende Ansatz meiner Arbeit hinsichtlich der Codierung von ‚Geschlecht‘ begrifflich fassen: Pasero knüpft an Erving Goffmans Frage an, „warum Geschlecht überhaupt eine soziale Bedeutung annehmen muß“⁵, und stellt im Anschluß an systemtheoretische Überlegungen zur gesellschaftlicher Entwicklung fest, daß ‚Geschlecht‘ nicht immer, ständig und in allen sozialen Situationen eine Rolle spielt – in einer Gesellschaft mit funktionaler Differenzierung regelt ‚Geschlecht‘ nicht den Zugang zu den Subsystemen, sondern die Geschlechterdifferenz muß als eine sekundäre Differenzierung gelten, d.h. daß sie „nur ein Ordnungsmuster unter anderen ist“⁶. ‚Geschlecht‘ ist daher als eine in allen Interaktionen *potentiell* vorhandene Sinnresource anzusehen, da, so Pasero, Thematisierung und Dethematisierung von ‚Geschlecht‘ spezifische Merkmale der Moderne darstellen⁷, aber sie spielt eben nicht notwendig in allen sozialen Zusammenhängen eine Rolle, auch wenn sie jederzeit als eine *bedeutsame* Identifizierung aktualisiert werden kann. Mit Thematisierung ist daher gemeint, daß darauf zu achten ist, in welchen Kontexten ‚Geschlecht‘ aktualisiert wird. Diese Beschreibung öffnet den Blick der Analyse auch für Tendenzen der Auflösung von ‚Beschreibungsmustern von Geschlecht‘.

Überträgt man diese Überlegungen auf die Analyse moderner literarischer Texte, bedeutet dies, daß das ‚Geschlechtlichsein‘ einer Figur als sinnstiftendes Moment vom literarischen Text aktualisiert werden muß (was auf verschiedene Weise geschehen kann) und der Aspekt ‚Weiblichkeit‘ bzw. ‚Männlichkeit‘ nicht allein schon durch das Textzeichen ‚Frau‘ oder ‚Mann‘, also die simple Geschlechtmarkierung der Figur, automatisch (mit-)aufgerufen wäre. Nur ausgehend von dieser methodischen Prämisse läßt sich zeigen, daß das Geschlecht einer Figur auch *nicht* konstitutiv sein kann für die textuelle Darstellung (in meinem Fall: bestimmter Gewaltphänomene). Die Feststellung einer Gleichzeitigkeit von Thematisierung und Dethematisierung von ‚Geschlecht‘ in der Moderne führt hinsichtlich der von mir zu untersuchenden literarischen Texte deshalb

⁴ Pasero, Ursula: Dethematisierung von Geschlecht. In: Dies. und Friederike Braun (Hrsg.): Konstruktion von Geschlecht. Pfaffenweiler 1995, S.50-66.

⁵ Pasero (siehe Anm. 4), S.58.

⁶ Pasero (siehe Anm. 4), S.59. Damit soll weder verdeckt werden, worauf Pasero explizit hinweist, daß es geschlechtsspezifisch asymmetrische Zugänge zu funktionalen Subsystemen gibt, noch daß sich sowohl geschlechtsspezifische Anforderungen z.B. in der Arbeitswelt und vornehmlich hinsichtlich der Übernahme reproduktiver Aufgaben feststellen lassen als auch eine deutliche geschlechtsspezifische Verteilung ökonomischer Ressourcen etc. Es geht also in keiner Weise darum, die symbolische Ordnung der Zweigeschlechtlichkeit zu negieren, die eine zentrale Rolle im Hinblick auf die Legitimation der

⁷ Ausschlußmechanismen und geschlechtsspezifisch asymmetrischer Machtverhältnisse spielt.

⁷ Pasero (siehe Anm. 4), S.62.



notwendig zunächst zu der Frage, *ob* das Geschlecht der Protagonistin vom Text als relevant markiert wird, und wenn dies zutrifft, in welcher Weise ‚Weiblichkeit‘ besetzt wird bzw. welche kulturellen Besetzungen von ‚Weiblichkeit‘ verhandelt werden. Ginge man dagegen von einer grundsätzlichen Evokation von ‚Weiblichkeit‘ aufgrund des Textzeichens ‚Frau‘ aus, geriete man in die Gefahr, die literarischen Texte in einen Kontext historischer Codierungen zu stellen (bzw. hier: zurückzustellen), aus dem sie sich möglicherweise ‚herauszuschreiben‘ versuchen. Eine solche Vorgehensweise verfiere selbst einer traditionellen binären Geschlechterordnung, in der ‚Frau‘ über das Geschlechtlichsein bestimmt wäre, ‚Mann‘ hingegen für das Allgemein-Menschliche stünde.

II. *In welcher Weise zeigen sich Bestimmungen von ‚Männlichkeit‘ in literarischen Texten als Effekte von Weiblichkeitskonstruktionen?*

Fragt man nach den Mechanismen der Konstruktion von ‚Weiblichkeiten‘, stößt man unweigerlich auf explizite wie implizite textuelle Bestimmungen von ‚Männlichkeit(en)‘. Um Mißverständnissen vorzubeugen, sei betont, daß mit ‚Männlichkeit‘ wie ‚Weiblichkeit‘ an Bestimmungen gedacht ist, welche gewissermaßen „(...) den Anschluß an eine Realdimension geschlechtsspezifischer Habitualisierungen (...)“⁸ aufweisen, da sie konkret an die Textzeichen ‚Mann‘ und ‚Frau‘ anschließen; es geht also hinsichtlich der Untersuchung der literarischen Texte im vorliegenden Fall nicht um rhetorische Figurationen oder (bloße) Metaphorisierungen, wie sie die theoretischen Diskussion um ‚Weiblichkeit‘ – im Sinne ihrer ‚Bildfunktion‘ oder eines spezifischen Sprachverfahrens – seit den 80er Jahren bestimmen⁹; ebensowenig handelt es sich jedoch um die Frage nach der Dialektik zwischen empirischen ‚Männlichkeiten‘ und literarischen Konstruktionen.

Ausgehend von der Geschlechterdifferenz als kulturellem Konstrukt, dessen Repräsentationen Bedeutungsunterschiede transportieren und damit geschlechtsspezifische soziale Subjektpositionierungen hervorbringen, ist im Kontext meiner Untersuchungen erwartbar, daß Thematisierungen von ‚Männlichkeit‘ vorwiegend das Signum einer Verschiedenheit oder Andersartigkeit hinsichtlich der Protagonistinnen erzeugen, das als geschlechterdifferenz erklärt wird; dies bedeutet, daß Thematisierungen von ‚Männlichkeit‘ insbesondere als identitätskonstituierendes Moment seitens der Protagonistinnen (in einer Spiegelungsfunktion) fungieren. Daneben läßt sich jedoch eine gegenläufige Funktion bestimmen: Explizite

⁸ Vgl. Lersch, Barbara: Der Ort der Leerstelle. Weiblichkeit als Poetik der Negativität und Differenz. In: Brinker-Gabler, Gisela (Hrsg.): Deutsche Literatur von Frauen. Zweiter Band: 19. und 20. Jahrhundert. München 1988, S.487-502, hier S.502.

⁹ Im Hinblick auf das zugrunde gelegte textanalytische Instrumentarium mag an dieser Stelle der Hinweis auf Susan S. Lansers Ausführungen genügen, die „Geschlecht“ als eine freie Analysekategorie im Kontext ihrer narratologischen Überlegungen einführt und mittels der Kategorien *sex* (das „biologische Ausgangsgeschlecht“), *gender* (die Geschlechtsidentität, die sich aus Attribution, Wahrnehmung, dem Verhalten und körperlichen Erfahrungen / Körperpraxen zusammensetzt) und *sexuality* (sexuelle Orientierung / das Begehren) sowie deren Zusammenspiel untersucht. Vgl. Lanser, Susan S.: queering narratology. In: Mezei, Kathy (Ed.): Ambiguous Discourse. Feminist Narratology and British Women Writers. Chapel Hill, London 1996, S.251-261.



Thematisierungen von ‚Männlichkeit(en)‘ können innerhalb der textuellen Darstellung als geschlechtstranszendierendes (bzw. -entgrenzendes) Moment auftreten.

Die Thematisierungen von ‚Männlichkeiten‘ können also jeweils verschiedene Funktionen in den literarischen Texten erfüllen und sich dabei zwischen den extremen Polen einer (komplementären) Entgegensetzung als Abgrenzung und einer Negation der Differenz (im Sinne einer Aufhebung des Dualismus) ansiedeln. Da ich naturgemäß hier keinen umfassenden Überblick über die Vielfalt möglicher textueller Verfahren anstreben kann, werde ich mich im vorliegenden Beitrag darauf beschränken, Texte zu betrachten, die (im wesentlichen) für diese beiden Hauptmodi stehen können; dem zweiten Modus werde ich mit Anne Dudens Text *Das Judasschaf* etwas ausführlicher behandeln, während ich auf die Romane Marons summarisch eingehe. Die 90er Jahre kommen hier, entgegen dem Titel, damit eindeutig zu kurz; ich habe mich jedoch dafür entschieden, lieber zwei etwas ausführlichere Beispiele als ausschließlich verkürzende Zusammenfassungen darzustellen.¹⁰ Da im Kontext meiner Dissertation die Thematisierungen der Geschlechterdifferenz im wesentlichen aus dem größeren Themenkomplex von Macht- und Herrschaftsverhältnissen stammen, soll deshalb wenigstens ein kurzer Blick auf dessen Entwicklung in der sogenannten ‚Frauenliteratur‘ geworfen werden.

Zählt man Merkmale der Frauenliteratur der 70er und frühen 80er Jahre hinsichtlich dieser Problematik auf, läßt sich – natürlich vergrößernd – ein relativ einheitliches Bild zeichnen: Es finden sich geschlechtsspezifisch festgelegte Rollen von Tätern und Opfern, ein (übermächtiges) Patriarchat; die Diagnose lautet, daß die Gewalt in den privaten Beziehungen ein Ausdruck der gesellschaftlichen Verhältnisse ist; einzelne Männerfiguren symbolisieren die Macht des ‚väterlichen Gesetzes‘. Fragt man nach Gewalt in der Literatur der 80er und 90er Jahre, zeigt sich zunächst einmal deutlich ein breiteres Spektrum in der Literatur von Frauen, das verschiedenste Schreibweisen und Gattungen umfaßt: am auffälligsten sind sicher die Umkehrungen geschlechtsspezifischer Zuordnungen und ein ‚spielerischer‘ Umgang mit dem Thema Gewalt – so etwa bei den (eher beiläufig) mordenden Frauenfiguren der Milena Moser oder Elfriede Czurda – oder besonders drastische Darstellungen von Gewalt von Krimiautorinnen, die blutig-derbe Darstellungen nicht scheuen (z.B. Thea Dorn), oder Stücke von Dramatikerinnen, die Gewalt banal-alltäglich inszenieren und mit ironischen Schreibweisen verbinden (z.B. Marlene Streeruwitz).¹¹

Das Thema Gewalt ist – neben diesen eher ‚auffälligen‘ Gewaltdarstellungen – in einer Vielzahl von Ausprägungen gerade in der Prosa der 90er Jahre – generationenübergreifend – allgegenwärtig (siehe z.B. die Debuts von Inka Parei, Anke Velmeke, Karin Duve, Birgit Vanderbeke, Ruth Schweikert u.a.) und variiert dabei insbesondere das traditionelle Täter-Opfer-

¹⁰ Falls Interesse daran besteht, frage man mich bitte einfach in der Diskussion nach Textbeispielen aus den 90er Jahren.

¹¹ Die Feststellung, daß Frauenfiguren Gewalt anwenden, ohne daß dies textuell unbedingt mehr als ‚Gegenwehr‘ etikettiert wird, sollte nicht als irgendwie ‚emanzipativ‘ gewertet werden; es geht lediglich um eine Pluralisierung von Darstellungs- und Handlungsmustern.



Verhältnis hinsichtlich der geschlechtsspezifischen Verhaltensweisen und Handlungsspielräume. Allgemein läßt sich feststellen, daß es seit den 80er Jahren kaum mehr um eine Männergewalt geht, die in personalen Beziehungen schlicht als Spiegelbild der gesellschaftlichen Verhältnisse aufzufassen wäre. Eher handelt es sich um das Aufzeigen eines männlich dominierten gesellschaftlichen Raums, in dem Frauen marginalisiert werden und Diskriminierungen und Unterdrückung ausgesetzt sind, in dem aber gerade auch Männer sehr unterschiedliche Positionen einnehmen können. Die diagnostizierte Unterdrückung von Frauen wird damit weiterhin (im Sinne genealogischer Betrachtung) an der Beschreibung eines Systems männlicher Vorherrschaft festgemacht, das jedoch eher in Richtung Hegemonie (denn Patriarchat) tendiert; damit geht eine Pluralisierung der Männlichkeitsbilder einher.

II.1. Monika Maron: *Flugasche* (1981), *Die Überläuferin* (1986); *Stille Zeile sechs* (1991):
Thematisierungen von ‚Männlichkeiten‘ und ‚Weiblichkeit‘ als divergente soziale Positionierungen im Kontext systemspezifischer Unterdrückungsverhältnisse

In den drei Romanen Marons zwischen 1981 und 1991, deren Handlungen in der DDR situiert sind, findet sich als gemeinsames zentrales Moment die Kritik an der sozialistischen Gesellschaft. Der Unterdrückungscharakter der staatlichen Strukturen, der alle gesellschaftlichen Bereiche erfaßt, kristallisiert sich in einzelnen Männerfiguren: Von Strutzer und dem ‚zuständigen Genossen‘ in *Flugasche* über den ‚Mann mit der roten Uniform‘, dem Vernehmer ‚Redford‘ und dem Dichter-Henker Heinrich in *Die Überläuferin* bis zur ‚Vater‘-Figur Beerenbaum in *Stille Zeile sechs* haben es die Protagonistinnen Josefa Nadler (*Flugasche*) und Rosalind Polkowski (*Die Überläuferin*; *Stille Zeile sechs*) mit Vertretern der staatlichen Macht und Ideologie zu tun, gegen die sie sich zur Wehr setzen müssen. Versuche der Verständigung sind – zumindest auf staatlicher Ebene – grundsätzlich zum Scheitern verurteilt, da letztlich immer nur die Unterordnung und Anpassung der Protagonistinnen verlangt wird. Die Tatsache, daß der Machtapparat eindeutig von Männern dominiert wird, auch wenn Frauen (zumeist in unterstützender Funktion) daran teilhaben¹², kennzeichnet die staatliche Sphäre als patriarchal; dem Funktionieren der Machtstrukturen sind spezifische Geschlechtsrollenerwartungen eingeschrieben, so daß die systemspezifische Unterdrückung, die grundsätzlich beide Geschlechter (als Opfer) betrifft, geschlechtsdifferente Machteffekte aufweist.

¹² Die Generationenzugehörigkeit spielt hierbei eine große Rolle, sie ist eines der zentralen Momente in den Maronschen Romanen, die Zugehörigkeiten und Verhaltensmodi regeln; so werden die unterschiedlichen Haltungen von Frauen zur Macht vorwiegend über die Generationenzugehörigkeit plausibilisiert. Während die ältere Generation, zu der Luise (*Flugasche*) gehört, grundsätzlich hinter dem Sozialismus steht, da als Gegenbild der Faschismus dient, und deshalb ‚beide Augen zudrückt‘ gegenüber den gesellschaftlichen Verhältnissen, ist die Position der Jüngeren grundsätzlich kritischer. Dieser Generationenunterschied findet sich auch, aber keineswegs so dominant, bei den Männern; hier liegt der Akzent eher, gemäß der Darstellung einer patriarchalen Herrschaft, auf der Weiterführung durch die Jüngeren (vgl. etwa Vater und Sohn Beerenbaum: das Weiterleben des sozialistischen Herrschaftsapparates nach dem Ableben der ersten, der Elterngeneration, wird hier direkt genealogisch symbolisiert).



Die Identitätsprobleme der Protagonistinnen als das zentrale Thema, mit dem sich diese drei Romane (in unterschiedlicher Weise, worauf ich hier nicht näher eingehen kann) auseinandersetzen, sind sowohl systemspezifisch – allen wird Individuation verweigert –, als auch (systemintern wie systemübergreifend) geschlechtsspezifisch (die Kategorie ‚Geschlecht‘ wird demnach nicht übergreifend für die Identitätsproblematik aktualisiert, so daß man nicht pauschal von einer spezifisch ‚weiblichen‘ Identitätsproblematik sprechen kann!¹³).

‚Männlichkeit‘ und ‚Weiblichkeit‘ erweisen sich als konkrete soziale Markierungen, welche unterschiedliche Opferbiographien zur Folge haben – der patriarchale Modus der Macht weist Männern und Frauen unterschiedliche Handlungsmöglichkeiten und Freiräume innerhalb der Herrschaftsverhältnisse zu: Diejenigen Männer (insbesondere die Partner der Protagonistinnen: Christian (*Flugasche*) und Bruno), die eigentlich mit den jeweiligen Protagonistinnen einen (eher) dissidentischen Status teilen, da sie ebenfalls desillusioniert sind und sich als Fremdkörper in der Gesellschaft empfinden, verharren in einer mehr oder weniger angepaßten Haltung, weil sie eine private Freiheit nützen können (plakativ etwa im Falle von Brunos ‚Kneipenherrschaft‘). Daher fügen sie sich weitgehend den Verhältnissen und den gesellschaftlichen Anforderungen an sie. Demgegenüber leiden die Frauen unter einer doppelten Unterdrückung, da sich die staatliche Infantilisierung in der Infantilisierung von Frauen durch Männer im Privaten wiederholt. Die Möglichkeit, eine ‚private Freiheit‘ als Kompensation der öffentlichen Sphäre zu nutzen, ist den Frauen aufgrund der Machtverhältnisse zwischen den Geschlechtern grundsätzlich verwehrt.¹⁴ Der Prozeß der gesellschaftlichen Desintegration ist für Frauen aufgrund der Machtverhältnisse denn auch folgerichtiger als für Männer: Die ‚Ausweglosigkeit‘ der Frauenfiguren stellt das entscheidende Momen zur Veränderung dar; ihre Versuche der Befreiung erwachsen gerade aus der Abgrenzung von Männern, mit denen sich die Protagonistinnen politisch (zunächst oder weitestgehend) einer Meinung wähnen.

Die Romane rücken hinsichtlich der Unterdrückungsverhältnisse neben den patriarchalischen Infantilisierungsstrategien die (direkte wie indirekte) Mittäterschaft von Frauen ins Zentrum der Kritik: Die Protagonistinnen müssen nicht nur gegen die gesellschaftlichen Zuschreibungen von ‚Weiblichkeit‘ im Sinne eines rollenkonformen Verhaltens kämpfen, sondern in erster Linie gegen ihre eigenen qua Sozialisation internalisierten ‚weiblichen‘ Verhaltensweisen und Vorstellungen, die ihre Identitätsprobleme mit bedingen. Dabei thematisieren alle Romane

¹³ Damit würde auch eine zentrale Differenzierung vernachlässigt: Die Identitätsprobleme der Protagonistinnen sind aufgrund der patriarchalen Machtverhältnisse teilweise geschlechtsspezifisch, nicht jedoch die vorgestellten Lösungen, da sich die Identitätsvorstellungen der Protagonistinnen weitgehend an Autonomie und Selbständigkeit orientieren.

¹⁴ Die partnerschaftlichen Beziehung zwischen den Geschlechtern erscheinen in keinem Roman als Möglichkeit des Rückzugs oder der Selbstfindung, sondern als Verhinderung einer individuellen Entwicklung der Frauenfiguren. Man könnte sagen, daß sich das Problem des ‚schizophrenen Lebens‘, d.h. die Trennung der Sphären von öffentlich und privat mit jeweils eigenen Verhaltensweisen, den Protagonistinnen so gar nicht stellt. Da in allen Romanen Frauen gleichermaßen im Beruf wie im Privatleben infantilisiert werden und sich selbst verleugnen müssen (bzw. dies freiwillig tun), um akzeptiert zu werden, erscheinen die angeblichen Unterschiede zwischen den Sphären, die es für Männer durchaus gibt, für Frauen marginal.



explizit das Moment der ‚Weiblichkeit‘ als Tendenz zur Unterordnung¹⁵, mit der die Mächtigen wie die Partner rechnen (können), so daß ein gesellschaftlich erwartbares bzw. eingefordertes Geschlechterrollenverhalten der Frauen die Machtverhältnisse in privaten wie staatlichen Verhältnissen unterstützt. Aus diesem Grund ist der ‚Ausstieg‘ der Protagonistinnen als Abbruch aller Beziehungen wie in *Flugasche* und *Stille Zeile sechs* eine logische Folge. Alle drei Protagonistinnen müssen sich nicht nur mit ihrer Sozialisation als Opfer der Verhältnisse auseinandersetzen, sondern sich über ihre eigene Rolle auf ihrem Weg in die Anpassung Rechenschaft ablegen und sich von den internalisierten Normen wie z.B. ihren Vorstellungen von ‚Weiblichkeit‘ trennen, so daß sie die Ambivalenz der Täter-Opfer-Beziehungen erkennen. Die Bereitschaft, die eigene Verstrickung und Mitwirkung zuzugeben, ist unbedingte Voraussetzung für einen Neuanfang.¹⁶

Der expliziten Kennzeichnung von ‚Weiblichkeit‘ als negativem Sozialisationseffekt stehen damit keine ebenso eindeutigen Besetzungen von ‚Männlichkeit‘ gegenüber, diese wird jedoch als soziale Positionierung zweifach besetzt: Männer können innerhalb des Herrschaftssystems einen spezifischen Modus der Macht ausüben, der Frauen im Machtapparat nicht zur Verfügung steht – dies führt der Text explizit z.B. in Dialogen vor; zugleich profitieren Männer, die wie die Protagonistinnen eine systemkritische(re) Haltung einnehmen und keine Machtposition inne haben, quasi unabsichtlich von diesem patriarchalen Modus der Macht – mit Connell gesprochen erhalten sie eine ‚patriarchale Dividende‘¹⁷: Die Texte führen eine soziale Topographie vor, in der Männer im Gegensatz zu Frauen unabhängig von ihrer Haltung zum Staat (!) spezifische Freiräume der Entfaltung haben, die es ihnen ermöglichen, sich in dieser Gesellschaft ‚einzurichten‘.

Allerdings stellen die Texte diesen erweiterten Spielraum letztlich als Falle dar: Denn der emanzipative Diskurs der literarischen Texte hinsichtlich der Identitätsproblematik läßt nur radikale Lösungen zu; als einzig richtiges Ziel, dem sich die Protagonistinnen (letztlich) verschreiben, erscheint die Befreiung aus allen Unterdrückungsverhältnissen. Während die Frauenfiguren ihr weiteres Funktionieren in den Herrschaftsverhältnissen verweigern, verharren die Männerfiguren in einer resignativen Haltung, obwohl sie sich ideologisch ebenso wie die Protagonistinnen von ihrem Staat entfernt haben; die Protagonistinnen lehnen dies als eine ‚schizophrene‘ Verhaltensweise ab, da solcherart eine gesellschaftliche Integration simuliert wird, welche die Machtverhältnisse letztlich stabilisiert. Man könnte sagen, daß die

¹⁵ Es finden sich noch anders gelagerte Auseinandersetzungen mit Weiblichkeitskonzepten, die als Bestimmungen männlicher Definitionsmacht (teilweise ironisch) destruiert werden; ‚Unterordnung‘ stellt jedoch das dominante Moment dar.

¹⁶ Während Josefa auf ihren Werten beharrt, aber die Auseinandersetzung um die Reportage von ihrer Seite weitgehend passiv verläuft (bis auf den Brief an den Höchsten Rat und am Ende die Kündigung), entwickeln sich die beiden Rosalinds vom passiven Opfer zur aktiv Handelnden. Das neue Opfer-Täter-Verhältnis wird in *Die Überläuferin* und insbesondere in *Stille Zeile sechs* mit der Diskussion um die Schuldhaftigkeit dieses Rollenwechsels verbunden.

¹⁷ Vgl. Connell, Robert W.: *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*. Opladen 1999, S.98.



Männerfiguren einer Illusion von Selbstbestimmung ihres Lebens erliegen. Da dieses Merkmal geschlechtsdifferent besetzt ist – die Frauenfiguren haben ein Bewußtsein ‚zweifacher Unterdrückung‘ innerhalb der patriarchalen Strukturen, während die Männer ‚nur‘ systemspezifischer Unterdrückung ausgesetzt sind –, verhindert letztlich diese Bestimmung von ‚Männlichkeit‘ die Einsicht der Männerfiguren in das Ausmaß ihrer eigenen patriarchalischen Unterdrückung und damit einen Impuls zur Veränderung.

II.2. *„Das Judasschaf“ von Anne Duden – Wie mittels einer expliziten textuellen Reflexion auf bestimmte Männlichkeitsbilder des kulturellen Archivs eine Dethematisierung von ‚Geschlecht‘ erreicht wird*

Der Körper der Protagonistin im *Judasschaf* (1985)¹⁸ ist Grundlage leidvoller Wahrnehmungsintensitäten, ein Schauplatz von Kämpfen als Wiedererleben geschichtlichen Leids und Erinnerungsort für das aus dem kollektiven Gedächtnis Verdrängte – in dessen Zentrum steht die Shoah sowie der (erinnernde) Umgang damit. Die Person rückt die Shoah nicht als geschichtliche Tatsache in Distanz, sondern scheint dazu als einem unmittelbaren, emotionalen Erleben Zugang zu haben, das sich vor allem als somatisches Gedächtnis darstellt. Der Körper der Person erscheint als vergegenwärtigender Ort des Leidens und Schmerzens von Opfern, zugleich aber auch der Schuld der Täter, so daß sich eine spezifische Form sekundärer Zeugenschaft (nämlich in einer Positionierung der Täternachfolgegeneration) ergibt. Eine existentielle körperliche und traumatische Signatur öffnet den Blick der Protagonistin auf die Gewalt in der Geschichte: es wird erwähnt, daß 17 Tage nach ihrer Geburt die Wannseekonferenz stattfand (vgl. J, 43). Im titelgebenden Bild des ‚Judasschafes‘ ist die Subjektpositionierung der Person als Ambivalenz zwischen Täternachfolge, Mittäterschaft und Stellvertretung/ Opferzugehörigkeit ausgedrückt: das Judasschaf, das seine eigenen Artgenossen zum Schlachthaus führt, aber selbst immer überlebt, benennt den Zwiespalt einer Mittäterschaft, die dabei den eigenen, unweigerlichen Tod immer schon vor Augen hat.

Der Text fokussiert Gewalt in der Geschichte als iteratives und strukturelles Moment, wozu in mehrfacher Hinsicht Übergängigkeiten entfaltet werden, die durch einen ständigen Wechsel der Erzählzeit zwischen Präsens und Präteritum unterstützt werden: Übergängigkeiten zwischen Orten und Zeiten, zwischen Realität und Phantasie und Kunstwerken, sowie von Grenzen wie zwischen Innen und Außen, z.B. der Haut. Vorwiegend die Kunstwerke machen der Person die überzeitlichen Gewalterfahrungen zugänglich, sie stellen Projektions- und konkrete Erlebnisräume dar. Daß Bilder und Musik als Medien der Erinnerung (und auch als Refugien der Erholung/ ‚Erlösung‘) dienen können, hat damit zu tun, daß die Person die ‚Diagnose ihres Leidens‘ nicht sprachlich faßbar machen kann (vgl. J, S.35). Es ist ihr unmöglich, ihr Leiden zu artikulieren oder aufzuschreiben, da die Bedeutung der Sätze ihr sogleich wieder zerfällt.

¹⁸ Die Zitation (i.f. *Das Judasschaf* = J) folgt der Ausgabe von 1997.



Fragt man nun danach, in welcher Weise ‚Geschlecht‘ eine Rolle hinsichtlich der Gewalterfahrungen und der Gedächtnisfunktion der Person spielt, zeigen sich folgende Konstellationen: Zunächst einmal hebt der Text mehrfach das Frau-Sein der Figur über die Erwähnung körperlicher Merkmale als auch geschlechtsspezifischer Attributionen hervor; dabei wird das Geschlecht der Figur im Sinne einer gesellschaftlichen Positionierung explizit als ein spezifisches Moment hinsichtlich der Gewalterfahrung hervorgehoben, wenn es an einer Stelle heißt, als die Person in das Bild der *Grablegung Christi* von Vittore Carpaccio ‚eintritt‘: „Ich, hinzutreten, bin hier die einzige Frau, und ich will, solange es geht, den Blick nicht wenden.“ (J, 97) sowie: „Männlichere Lebensaussichten konnte sie bei sich nicht anwenden. Denn es fehlte ihnen, was sie erst noch durch Zusammenstoß mit sich selbst und Versteinerung beseitigen mußte: Gedächtnis.“ (J, 45). Beide Textstellen identifizieren das Geschlecht im Kontext von Leid und Erinnerung und besetzen explizit die kulturelle Gedächtnisfunktion als Moment von ‚Weiblichkeit‘. Umgekehrt wird (einmal explizit, einmal implizit) eine männliche Position symbolisch mit erinnerungslosen Umgang mit Gewalt charakterisiert. Dies steht im Kontext weitergehender Zuschreibung von männlichen Figuren als ‚Kriegern‘, die sich zu einer generalisierenden Diagnose von ‚Männlichkeit‘ als Position der Ausübung von sowie der Indifferenz gegenüber Gewalt summieren.

Der Text konstituiert in dieser Weise mehrfach über Thematisierungen von ‚Weiblichkeit‘, die teilweise explizit mit ‚Männlichkeiten‘ kontrastiert werden, Verhaltensmodi hinsichtlich Gewalthandeln und -erfahrung als geschlechtsspezifisch different, so daß dadurch implizit eine kontrastive Zuordnung männlicher Gewalt und Gewaltindifferenz entgegen einem weiblichen Gewalterleiden und weiblichem Gedächtnis/ weiblicher Trauer erfolgt.

Diese eindeutig dichotomischen symbolischen Besetzungen werden jedoch durch andere Momente – auf verschiedenen Ebenen des Textes – gestört und unterlaufen: so finden sich zum einen Verwirrungen bezüglich der Zuordnung des Geschlechts, etwa wenn die Person einen Hustenden, der im Krankbett neben ihr liegt, für einen alten Mann hält und am nächsten Morgen feststellt, daß es sich um ein junges Mädchen handelt (vgl. J, 15). Zum anderen werden starre geschlechtsspezifische Zuordnungen durchbrochen und explizit mit dem Thema Gewalt verknüpft: in der Bildbeschreibung der *Grabbereitung Christi* (von Vittore Carpaccio) wird ein junger Mann am Bildrand den Frauenfiguren zugeordnet und hebt damit die eindeutige Trennung der Geschlechter in trauernde Frauen und dem Leiden abgewandte Männer auf (vgl. J, 137); die Person selbst wiederum, die das Bild betreten hat, ordnet sich ebenfalls gerade nicht den Frauen zu, sondern dem toten Christus (vgl. J, 135); offensichtlich stellt für diese Positionierung allein das Leiden die Basis dar, wodurch hier das Geschlecht punktuell als relevante Kategorie implizit negiert wird. In solchen Lesarten der Bilder seitens der Person und textuelle Beschreibungen werden geschlechtliche Zuordnungen verunsichert und zunächst thematisierte geschlechtsspezifische symbolische Besetzungen durchkreuzt, so daß mehrfach sowohl Dethematisierungen von ‚Weiblichkeit‘ hinsichtlich der Protagonistin ergeben als auch



Differenzierungen hinsichtlich der ‚Männlichkeiten‘, welche für symbolische Besetzungen mit Leiden und Trauer geöffnet werden.

Mit der Selbstzuordnung der Person zu Christus, welche die geschlechtliche Differenz stillschweigend ausblendet, ist eine der zentralen negierenden Aspekte der Dethematisierung von ‚Geschlecht‘ als konstitutivem Moment für Gewalterfahrungen und Verhaltensmodi angesprochen: die Darstellung von Körperlichkeit; dies geschieht sowohl über die Thematisierung von ‚Weiblichkeit‘ wie von ‚Männlichkeit‘.

Im ersten Fall wird das Moment der Körperlichkeit von der Person gewissermaßen abgetrennt, und dabei insbesondere geschlechtliche Körperlichkeit als Fremdheitserfahrung markiert: Die Person empfindet ihren Körper als etwas, das eigentlich nicht zu ihr gehört. Im Hiob-Zitat „Du hast mir Haut und Fleisch angezogen; mit Gebeinen und Adern hast du mich zusammengefügt“ (Hiob 10,11) scheint diese Befindlichkeit auf, die sich im Text als die Vorstellung einer Dualität von Leib und Seele (letztere stellt eine Art Kern-Ich dar) fassen läßt. Das deutlichste Bild dafür findet der Text im Ritual einer allmorgendlichen ‚Neubeleibung‘, in der die Protagonistin die Einzelteile ihres Körpers aufsammeln muß (vgl. J, 69). Der Körper ist zwar universale Basis des Wahrnehmens und Erlebens, gleichwohl aber kein konstantes, selbstverständliches Moment, das Identität absichern würde. Dieser Zustand von Fragmentierung, der in vielfacher Weise vom Text markiert wird, garantiert jedoch gerade das Überleben der Person, da es nur so möglich ist, im Zugleich von Distanz und Mitleid ein für ein einzelnes Individuum nicht faßbares, nicht auszuhaltendes Wissen um das Leid in der Geschichte zu ertragen. Zu dieser – im wörtlichen Sinne – Nicht-Identität gehört insbesondere, daß die Geschlechtlichkeit des Körpers nur situativer Aktualisierung unterliegt und einen von der Person als kontingent und in Distanz empfundenen Identitätsanteil darstellt: „Darüber hinaus diese tägliche Mühe, wenigstens für ein paar Stunden noch in den eigenen Körper zurückzufinden und dann vorzugeben, er sei’s, genau der richtige und einzige. Sich in die Lachfalten zwängen, die weichen Brüste wieder ausfüllen und vor sich hertragen (...).“ (J, 83).

Allein Körper und Körpererleben als sinnliche Wahrnehmung (Schmerz, Freude) stellen somit eine Kontinuität der Figur her, während das Geschlecht als kontingentes und nur zeitweise aktualisiertes und dann wieder negiertes Merkmal erscheint.

Im zweiten Fall findet eine implizite Form der Dethematisierung von Geschlecht im Zusammenhang mit den Märtyrer-Darstellungen statt: Die Bilder, die ausschließlich männliche Märtyrer darstellen, drücken für die Person die Erinnerung an Leid und Qual / Folter aus, aber auch das Überlebenkönnen trotz dieses Wissens um Gewalt und Tod, z.B. in der Figur des Hiob. Die Märtyreridentifikation erlauben der Person, ihren Wunsch nach Erlösung zu artikulieren, zugleich wird jedoch, da ausschließlich das (individuelle) Leid betont wird, zugleich den Transzendenzangeboten der bildlichen Darstellungen entgegen getreten (dem dargestellten Leiden wird eine Sinnhaftigkeit im Hinblick auf transzendente Begründungen entzogen). So zeigt sich im Schwanken zwischen Sakralisierung und Profanisierung, zwischen



Erlösungssehnsucht und Wissen um deren Vergeblichkeit, textuell das Inszenieren als eine zentrales, von seiten der Person das Aushalten von Widersprüchlichkeit als ein identitätskonstitutives Moment.

Die Identifikation mit den männlichen Märtyrern beruht allein auf dem körperlich erfahrenen Leiden und der Zeugenschaft für das Leid, so daß die Körperlichkeit der Männer im Hinblick auf ihre Menschlichkeit und ihr Leiden in den Blick rückt, nicht jedoch eine geschlechtliche Codierung. Das entscheidende Moment für die Identifizierung besteht darin, daß die Person wie die Märtyrer ein ‚Blutzeuge‘ für das Martyrium in der Geschichte ist. Zugleich werden aus dem kulturellen Archiv damit zum einen Männerdarstellungen aufgerufen, welche die Person als Leidende im Kontrast zu den ‚Kriegern‘ stellen kann, und zum anderen neben dieser Differenzierung auch noch unterschiedliche Besetzungen dieses Bildes männlichen Leidens aufgerufen. Denn die Annäherung der Person an diese Darstellungen von Leid und Qual trägt nicht nur identifikatorische Züge, sondern ist in einen reflektierenden Zugang über den Umgang mit dem Wissen und Erleiden von Gewalt geprägt.

Es erfolgen nämlich sowohl bruchlose Identifikationen, etwa wenn sich die Person als Hlg. Sebastian imaginiert oder umgekehrt die Märtyrer als ‚Überlebende‘ bezeichnet werden wie die Person, als auch Momente der (gewissermaßen ideologiekritisch motivierten) Selbst-Distanzierung (da es sich ja im Modus der Identifikation abspielt), die Gesten einer triumphalen Zurschaustellung von Leid betreffen (diese sieht die Person in der Darstellung des Petrus von V. Carpaccio). Derart werden über differenzierte Männlichkeitsbilder die zuvor eindeutigen symbolischen Besetzungen von ‚Weiblichkeit‘ im Kontext von Leiden und Trauer als konstitutive Größe wieder dethematisiert.

Die Märtyrerdarstellungen sind Versuche, verschiedene Modelle des Umgangs mit Leid vorzustellen, und stellen als dem kollektiven Gedächtnis überlieferte Zeugnisse für Qual die Basis dar, von der aus die Person an die Menschen erinnert, die als Individuen ‚spurlos‘ verschwanden, wie z.B. die Opfer des nationalsozialistischen Genozids. Diesen Zusammenhang stellt jedoch nicht die Person selbst her, sondern er ist Teil der Textkomposition, die z.B. neben eine Märtyrerdarstellung des Markus ein Zitat einer Auschwitz-Überlebenden montiert und damit das (bereits erwähnte) Ineinanderfallen der Zeitebenen im Textverfahren abbildet.

Das Aufrufen verschiedener Modelle spiegelt die problematische Subjektposition der Protagonistin, wie sie auch im situativen Konzept von Identität zum Ausdruck kommt. Das Eintreten in und Bewerten von verschiedenen Positionen – historisch-kultureller wie geschlechtlicher – ist im Kontext der radikalen Überforderungssituation für das Subjekt zu sehen, das (vergeblich) wünscht und versucht, sich ‚Überblick‘ zu verschaffen.

In den Märtyrer- und Heiligen-Identifikationen wird die Negation, Übergängigkeit und Durchkreuzung geschlechtsspezifischer Codierungen, wie sie an verschiedenen Verfahren des Textes (exemplarisch) gezeigt wurde, konsequent fortgesetzt. Dies findet – und dies möchte ich als letzten Punkt nur noch kurz erwähnen – seinen mimetischen Ausdruck in der sprachlichen



Verfaßtheit des Textes: Die Erzählperspektive ist durch einen sich immer wiederholenden Wechsel zwischen Ich, Sie und die Person gekennzeichnet (die Reihenfolge zwischen diesen Bezeichnungen wechselt¹⁹). Dieses Verfahren der performativen Inszenierung der Geschlechtsidentität bewirkt punktuelle Dethematisierungen von ‚Geschlecht‘, da der Sexus-Bezug zwischen Ich/ Sie unterbrochen und durch einen Genus-Bezug ersetzt wird – die Person/ Sie –, welche eine klare geschlechtliche Markierung verweigert; dadurch kann das Subjekt/ die Person zeitweise als geschlechtliches wie als geschlechtlich undifferenziertes gelesen werden.

II.3. Kurzes Resumee

An den literarischen Texten ließen sich verschiedene Besetzungen von ‚Männlichkeiten‘ im Kontext von ‚Weiblichkeitsbestimmungen‘ und ihrer Funktionen für die Darstellung aufzeigen. In den Romanen Monika Marons werden bestimmte geschlechtsspezifische Merkmale als negative sozialisatorische Effekte hervorgehoben; dabei erscheint die explizit als ‚Programmierung zur Unterordnung‘ thematisierte ‚Weiblichkeit‘ der Protagonistinnen konstitutiv für deren Macht- und Gewalterfahrungen und Handlungsmodi; diese ‚Weiblichkeitsmuster‘ werden zurückgewiesen und destruiert (oder in *Die Überläuferin* vor allem ironisiert). Während ‚Weiblichkeit‘ im Sinne einer Tendenz zur Unterwerfung explizit benannt wird, entstehen Markierungen von ‚Männlichkeiten‘ weitgehend implizit als Differenzkriterien, die gleichermaßen in (komplexe) Allianz- wie Oppositionsbeziehungen eingebunden sind. ‚Weiblichkeit‘ wird einer ‚Männlichkeit‘ gegenübergestellt, die im Kontext patriarchaler staatlicher Machtverhältnisse (implizit und explizit) ebenfalls grundsätzlich negativ konnotiert ist.

Einerseits wird eine systemspezifische Unterdrückung betont, in der kontrastive Bestimmungen von Männlichkeit und Weiblichkeit relativiert werden, da die patriarchale Gesellschaftsordnung keineswegs als eine Gegenüberstellung männlicher Machthaber und weiblicher Opfer erscheint und sowohl Männer- wie Frauenfiguren zugleich Herrschaftsverhältnisse stützen als auch deren Opfer sind. Trotz der unterschiedlichen Positionierungen von Männern innerhalb des Herrschaftssystems erscheint ‚Männlichkeit‘ grundsätzlich als eine kontrastive Bestimmung zu ‚Weiblichkeit‘, da Männern andere Handlungsmodi und Freiheitsräume unabhängig von ihrem individuellen Verhältnis zum Machtapparat zur Verfügung stehen. Die Kontrastierungen mit Männlichkeitskonstruktionen dienen also innerhalb der Darstellung vorwiegend dazu, bestimmte

¹⁹ „Von einer nahen Höhe kam ein ununterbrochener scharfer Luftstrom. Mir ist ja schon ganz kalt. (...) Sie war in etwas tief Eingesunkenes verkeilt und darin bei aller Kälte so gut und fest aufgehoben, daß daß Versuche der Entwirrung und Befreiung nicht gelohnt hätten. Ich werde die Augen nie wieder aufkriegen unter dieser Wucht des Durcheinanders.“ (J, 7)

„Ich mußte auch von hier fort. Am besten zurück, dahin, wo ich vorher schon gelegen hatte, wieder an Menschenansammlungen vorbei, um Gruppen herum. Aber dann wurde es immer leerer und schwärzer, und die Person erkannte die Wege nicht wieder. (...) Sie lief wieder durch Schächte, über Brücken, und schnell war sie allein.“ (J, 30).



geschlechtsspezifische Momente der Unterdrückung, der Handlungsmodi sowie eines Bewußtseins von Unterdrückung zu betonen.

Der Prosatext *Das Judasschaf* von Anne Duden kann tendenziell für eine geschlechtsentgrenzende Funktion der impliziten wie expliziten Thematisierungen von ‚Männlichkeit‘ im Kontext der Thematisierungen von ‚Weiblichkeit‘ stehen. Der ‚weibliche‘ Körper der Person wird zum Feld der Materialisierung von qualvollen kollektiven Erinnerungen, weil ‚Weiblichkeit‘ kulturell als Empathie, Einfühlsamkeit und ‚Gefäß‘ der Erinnerung codiert ist. Diese ‚Weiblichkeit‘ prägt jedoch nicht primär das Erleben und den Erfahrungshorizont der Figur, sondern stellt eine kulturell zur Verfügung stehende und für die Person abrufbare Ressource der Selbstvergewisserung innerhalb ständig fluktuierender und das Subjekt überfordernder Wahrnehmungsintensitäten dar. Die wiederholten Thematisierungen von ‚Weiblichkeit‘ sind daher eher als ein Versuch zu werten, eine (jedoch nicht erreichbare) stabilisierende Sinnressource zu finden; die Thematisierungen von ‚Männlichkeiten‘ in den Märtyrerfiguren, die als unterschiedliche Umgangsweisen mit Leid (bzw. deren Repräsentationen) gelesen werden, subvertieren zum einen die dichotomischen Geschlechtersymbolisierungen hinsichtlich Gewalt und Gewalterfahrung, und dethematisieren damit zum anderen auch die Relevanz der Kategorie ‚Geschlecht‘ selbst. Allerdings sind die verschiedenen Verfahren der Dethematisierung nicht als Gesten reiner kritischer Negation geschlechtsdifferenter Besetzungen anzusehen: Der Text spielt vorhandene kulturelle geschlechtsspezifische Positionierungen durch und ruft dabei kulturelle Besetzungen von ‚Weiblichkeit‘ und ‚Männlichkeit‘ als kontrastive Besetzungen auf, durchquert und negiert sie – um sie teilweise wiederum zu thematisieren: Es bleibt letztlich – analog zur Protagonistin, die nicht zu einer festen Position des ‚Überblicks‘ oder der endgültigen ‚Erlösung‘ finden kann und damit für verschiedenste Besetzungen offen bleibt – bei einem Oszillieren der symbolischen Besetzungen und ihrer Negationen.